

Michael Braun

Vokabular der Erinnerungen

(| Zum 100. Geburtstag von Hilde Domin

Die „Enzensbergersche Konstante“¹, die besagt, daß jeder Gedichtband, gleichviel ob in Rußland oder in Island, eine empirisch ermittelbare Zahl von Lesern hat (nämlich ± 1354), wird von Hilde Domins lyrischem Werk mühelos übertroffen. Von ihrem ersten Lyrikband wurden 33 000 Exemplare verkauft, von den „Gesammelten Gedichten“ (bis 2004) weit über 20 000. Damit hat Hilde Domin (1909–2006) ihren Nachruhm bereits zu Lebzeiten gesichert. Ulla Hahn hebt hervor, daß ihre „leichten Worte immer Gewicht“ haben, das „Gewicht gelebten Lebens“ (VE 174). Für Manès Sperber ist sie eine „Dichterin des Wesentlichen“, die antritt, die „Botschaft einer wunderbar schöpferischen und abscheulich zerstörerischen Epoche“ zu verkünden (VE 160, 162). Für Reiner Kunze war sie „einer der solidarischsten Menschen“, denen er zeit seines Lebens begegnet ist². Und Marcel Reich-Ranicki hält „Hilde Domins Poesie in deutscher Sprache (für) einmalig“, weil sie sich „durch enorme Klarheit, enorme Entschiedenheit und enorme Unabhängigkeit bewährt“ (VE 183).

Biographie im Zeichen von Sprache und Exil

Hilde Domins Biographie³ ist von vier Konstanten bestimmt: von ihrem zweifachen Geburtsdatum, von der Poetik einer wahrhaftigen Sprache, vom Judentum als Schicksalsgemeinschaft und von ihrem Doppellos von Exil und Rückkehr.

Nicht als Dichterin ging Hilde Domin ins Exil, aber sie wurde im Exil zur Dichterin. In dem Aufsatz „Unter Akrobaten und Vögeln“ (1964) bekennt sie:

„Ich, H. D., bin erstaunlich jung. Ich kam erst 1951 auf die Welt. Weinend, wie jeder in diese Welt kommt. Es war nicht in Deutschland, obwohl Deutsch meine Muttersprache ist. Es wurde spanisch gesprochen, und der Garten vor dem Haus stand voller Kokospalmen ... Meine Eltern waren tot, als ich auf die Welt kam. Meine Mutter war wenige Wochen zuvor gestorben“ (VN 34).

Hinter dieser Wendung von der Neugeburt des Künstlers steht keine exotische Metapher, sondern eine existentielle Lebenszäsur. Der Tod der Mutter, der die Tochter „entblößt“ (GG 120) und an den Rand des Selbstmords gebracht hat, ist ein

literarisches Schlüsselerlebnis. Das Schreiben von Gedichten befreite sie aus der Krise – mit der Folge einer ungewöhnlichen Produktivität. Die „ersten 150 oder 200 Gedichte“ schrieb sie „sehr rasch hintereinander, zwischen Herbst 51 und Herbst 53“. Gedichte schreiben wurde zum Lebens-Mittel im Wortsinn, „wie Atmen“ (VN 37), eine Rettung durch und mit Sprache: „Im Schreiben ist Freiheit: die Befreiung vom Erlittenen und zugleich seine Bewahrung, im Schreiben wird es aufgehoben und weiterreichbar, ‚exemplarisch‘ gemacht“ (GE 271).

Besiegelt wird Hilde Domins Heimkehr ins Wort mit der Änderung des Familiennamens: aus Hilde Palm, geborene Löwenstein, wurde Hilde Domin. Diesen Namen nahm sie auf Empfehlung Wolfgang Weyrauch an, den sie unmittelbar nach ihrer Landung auf deutschem Boden in Bremerhaven traf. Die Abbréviation ist „Berufungsname“ und zugleich Hommage an ihr drittes Asyl-land, die Dominikanische Republik, in der sie von 1940 bis 1954 lebte. Die Namenswahl wird in dem Gedicht „Landen dürfen“ als dichterische Landnahme erläutert: „Ich nannte mich / ich selber rief mich / mit dem Namen einer Insel / gerade als ich an Land ging“ (GG 229).

Das reale Geburtsdatum hat eine kleine anekdotische Vorgeschichte. Im Jahr 1997 feierte Hilde Domin in Heidelberg ihren 85. Geburtstag; in dem aus diesem Anlaß erschienenen Materialienband „Vokabular der Erinnerungen“ (1998) ist als Geburtsdatum noch der 27. Juli 1912 festgehalten (VE 187). Zwei Jahre später, 1999, wurde im Stuttgarter Neuen Schloß der 90. Geburtstag der Dichterin festlich begangen; nun war das Geburtsdatum auch offiziell korrigiert⁴.

Köln, die „versunkene Stadt“

„Colonia me genuit“ (Köln hat mich geboren), schreibt Hilde Domin in Anlehnung an den berühmten Satz Vergils („Mantua me genuit“). Ihre Kölner Kindheit hat sie in dem langen Aufsatz über „Meine Wohnungen“ (1974) beschrieben, der bezeichnenderweise den Doppeltitel „Mis moradas“ trägt – Reminiszenz daran, daß die späteren Wohnungen im spanischsprachigen Exil allesamt „Fluchtwohnungen, Zufluchtwohnungen“ waren, mit „vier Türen, daraus zu fliehen“⁵. Die Kölner Wohnung in der Riehler Straße, die so groß war, daß die Kinder im Flur mit Rollschuhen laufen und Fahrrad fahren konnten, war eine „Wohnung der, temps perdu“, ein Erinnerungsort aus einer fernen Zeit, der sie beim Wiederbesuch Jahrzehnte später überwältigte⁶. Mit ihrem jüngeren Bruder verbrachte sie ihre Kinder- und Jugendjahre in einer Atmosphäre, in der sie „immer, ohne Angst, die Wahrheit sagen“ (VN 12) durfte.

Das Gedicht „Köln“ ist Domins poetische Hommage an ihre Geburtsstadt (GG 243):

Die versunkene Stadt
für mich
allein
versunken.

Ich schwimme
in diesen Straßen.
Andere gehn.

Die alten Häuser
haben neue große Türen
aus Glas.

Die Toten und ich
wir schwimmen
durch die neuen Türen
unserer alten Häuser.

Nach der Rückkehr ist die Vertrautheit mit der Heimatstadt, in der die Dichterin geboren und aufgewachsen ist, einer Erfahrung der Fremde gewichen. Im Fluß der Erinnerung verschwimmen die Grenzen zwischen der realen, im Krieg zerbombten und nach 1945 wieder aufgebauten Stadt und dem mythischen bzw. historischen Ort, von dem wir aus rheinländischem Sagengut (der versunkenen Stadt Gression) und aus der römischen Geschichte (Colonia Agrippinensis) wissen. Durch die Gleichzeitigkeit dieser Wahrnehmungsdimensionen wird es möglich, das Unvereinbare im Paradoxon zu vereinigen, so daß sich die Utopie einer Begegnung der Lebenden mit den „Toten“ bietet, die „nie wieder heimkehren können, den im Exil, im Krieg, in den Lagern Umgekommenen“ (AH 62).

Zu diesen Toten zählen auch Hilde Domins Eltern, die im Exil starben. Dem Vater, einem aus Düsseldorf stammenden Juristen, der von den Nazis aus dem Amt verstoßen und schimpflicherweise auf Lastwagen durch die Stadt gefahren worden war, gelang mit der Mutter, einer aus Frankfurt stammenden ausgebildeten Opernsängerin, rechtzeitig die Flucht über die belgische Grenze. Das mütterliche Temperament und der Gerechtigkeitssinn des Vaters, den sie als „Demokraten und Idealisten“ (VN 23) bewunderte, lehrten sie die bürgerliche Tugend der „Zivil-Courage“, jenen „Mut den kein Tier hat“ (GG 335).

Aus Begeisterung für ihren Vater studierte Hilde Domin zunächst Jura; später wechselte sie zu den „Wissenschaften, die die Welt ‚verändern‘“ (AH 11). Sie studierte in Köln, Berlin und Heidelberg Nationalökonomie, Soziologie und Philosophie und lernte bei Karl Jaspers das Selbstvertrauen der Existenzphilosophie, bei Karl Mannheim die Selbstrelativierung der Position des „freischwebenden“ Intellektuellen:

„Jaspers sieht das Sichauffangen im Scheitern und das Seiner-selber-Innewerden im Scheitern, also in der Grenzsituation. Das ist eine Sache, die habe ich gelebt ... Mannheim hat uns das Sich-selber-Relativieren beigebracht, d.h. die eigene Situation dauernd in Beziehung sehen zu der Gesamtsituation.“⁷

Anders als ihre Lehrer, die sie eine Cassandra schalten, registrierte Hilde Domin schon früh die Zeichen des „hereinhängenden Unheils“. Sie hörte während ihrer Berliner Studienzeit auf einer NS-Versammlung in der „Hasenheide“ eine Rede Hitlers und erlebte bei den Reichstagswahlen am 31. Juli 1932 in Freiburg die aufgeputschte Stimmung, „als wäre alles schon entschieden, und alles sei verloren“ (GA 340).

Exil auf Probe in Italien

Das Exil begann für Hilde Domin schon 1932, bevor es ihr durch die „Nürnberger Rassengesetze“ aufgezwungen wurde. Sie hatte 1931 in Heidelberg den Archäologiestudenten Erwin Walter Palm (1910–1988) kennengelernt, den Gefährten ihres Lebens⁸. Die Studienreise nach Rom (1932) wurde unfreiwillig zur ersten Station ihres langjährigen Exils. Zunächst setzte Hilde Domin ihr Studium in Rom und dann in Florenz fort. 1935 promovierte sie mit einer Arbeit über „Pontanus als Vorläufer von Machiavelli“ in Politikwissenschaft, verzichtete jedoch auf eine wissenschaftliche Laufbahn, um als Mitarbeiterin ihres Mannes dessen Studien zu unterstützen. 1936 heiratete sie ihn auf dem Kapitol in Rom.

Mit Erwin Walter Palm galt sie fortan als rassisch Verfolgte, obwohl ihr das Judentum aufgrund des assimilierten Elternhauses „ein unklarer, eben nicht gelebter Begriff“ war (AH 65) und „keine Glaubensgemeinschaft“ oder „Volkszugehörigkeit“ bedeutete. Das Judentum ist für Domin keine gewachsene Lebenswelt, sondern eine von außen aufgezwungene, nicht wählbare „Schicksalsgemeinschaft“, in die sie „hineingestoßen“ worden ist, „ungefragt wie in das Leben selbst“, vor der sie sich aber „nicht drücken“ will, weil die menschliche Solidarität mit den Verfolgten unabdingbar zu ihrem „Credo“ gehört (AH 66f.). Wie Hans Sahl (1902–1993) zählt sie sich zu der „endgültig letzten Generation deutsch-jüdischer Dichter“, nach denen keine mehr kommen, die als Primärzeugen von der deutsch-jüdischen Emigration erzählen können: „Denn wir, die Überlebenden dieser Verfolgung, sind die Letzten in der deutschen Geschichte“ (VN 120). Diese paradoxe Zugehörigkeit zum jüdischen Schicksal hat sie stets als „Zentnergewicht“ (AH 60) erfahren, aber auch als eine persönliche und literarische „Quelle der Kraft“: „Ich verdanke diesem aufgezwungenen Schicksal Erfahrungen, die mir sonst fremd geblieben wären. Extremerfahrungen. Ich bejahe sie“ (AH 67f.).

Nach Hitlers Rombesuch 1938 und Mussolinis antisemitischem Rassendekret vom 7. September, gerade rechtzeitig vor der großen Verhaftungswelle Anfang

1939, entschlossen sich Hilde und Erwin Walter Palm, über Nacht nach Sizilien zu fliehen. Von dort aus emigrierten sie im Februar 1939 über Paris nach Südeuropa, wo sie Hilde Domins Eltern wiedersahen. Hilde Domin, die an einem College in Somerset als Sprachlehrerin Diplomatenkinder unterrichtete, schreibt über diese Station ihrer Sprachodyssee:

„In England lebten wir dreisprachig. Italienisch war unser beider Privatsprache. Es war so gut wie ein Geheimcode. Mit den Eltern sprachen wir deutsch. Und im übrigen bemühten wir uns ... um das Englische ... Überraschenderweise konnten wir ... von einem Tag zum andern fließend Englisch“ (AH 27f.).

Doch aus Angst vor einer deutschen Invasion und vor verkappten Nazi-Spionen zeigte sich das Gastland ungastlich. Jüdische Flüchtlinge und Nazi-Sympathisanten wurden gemeinsam in Internierungslagern als sogenannte feindliche Ausländer eingesperrt⁹. Sogar Domins fast 70jähriger Vater wurde verhaftet und erst freigelassen, nachdem er ein Visum bekommen hatte. Die Eltern hatten ihr letztes Geld mit der Tochter geteilt, damit sie im Sommer 1940 mit ihrem Mann England verlassen konnte. Im „untersten Deck eines kleinen Dampfers“ (AH 28) – Stefan Zweig reiste in der ersten Klasse desselben Schiffs – gelangte sie über Kanada und Jamaika nach Santo Domingo. Die Erfahrungen dieser sechswöchigen Suche nach einem Zufluchtsort dokumentiert das Gedicht „Graue Zeiten“ (GG 340):

Menschen wie wir unter ihnen
fuhren auf Schiffen hin und her
und konnten nirgends landen

Menschen wie wir unter ihnen
durften nicht bleiben
und konnten nicht gehen

Menschen wie wir unter ihnen
standen an fremden Küsten
um Verzeihung bittend daß es uns gab.

Zweischneidiges Leben im „zweiten Paradies“

Die Ankunft der Palms auf der Karibikinsel Santo Domingo wurde beinahe durch ein polizeiliches Versehen vereitelt. Der Beamte in Jamaika, wo das Flüchtlings-schiff eintraf, verstand das Wort „for transshipment only“ im Paß als Verbot, einen Fuß aufs Land zu setzen, und hielt die Flüchtlinge auf einem Munitionstransport-schiff fest. In letzter Minute ermöglichte ein Bote des Gouverneurs den Flüchtlingen das Betreten der Insel. Von dort aus flogen sie über Kuba nach Santo Domingo.

Auf dieser Insel am „Ende der Welt“ (GA 56) endete ihre Odyssee. Es war eine exotische „Zuflucht am Rande“ (VN 84), aber keineswegs das demokratische Land, als das es sich offiziell präsentierte. Der Diktator Rafael Trujillo Molina¹⁰ war ein „furchterregender Lebensretter“, Diktator und selbsternannter „Großer Wohltäter“ in einer Person, der mit den Flüchtlingen aus Zentraleuropa ein ansehnliches Bildungssystem aufzubauen und „sein Land aufzuweißen“ hoffte (VN 83), aber andersgesinnte politische oder kulturelle Zirkel brutal unterdrückte.

Ihren Mann, dessen Arbeiten sich als Pionierleistung auf dem Gebiet der spanisch-amerikanischen Kunstgeschichte erwiesen, unterstützte Hilde Domin bei der Übersetzung seiner zunächst italienischen, dann englischen Vorlesungen in die spanische Sprache. Daß Hilde Domin als Mitarbeiterin ihres Mannes und seit 1948 als Deutschlektorin an der Universität Santo Domingo die „Texte gewendet“ hat „wie andere Kleider wenden“ (VN 30), erwies sich als Glücksfall. Die Sprache wurde zum Katalysator der dichterischen und übersetzerischen Tätigkeit. Im Exil übersetzte sie mit ihrem Mann die Hauptautoren der spanischen Moderne¹¹. „Gedichte lesend“ machte sie sich „in dem fremden Lande, in der fremden Sprache ein wenig heimisch“ (FP 37).

Über die Brücke der fremden Sprachen vergewisserte sich Hilde Domin der Muttersprache, des letzten unverfügbaren Besitzes, den ihr die Verfolger nicht nehmen konnten. Sie ging nicht so weit wie Paul Celan, der mit der „durch die tausend Finsternisse todbringender Rede“ hindurchgegangenen Muttersprache als Mördersprache rang¹². Aber sie legte großen Wert auf die Wahrhaftigkeit des Wortes und hielt den Verderb der Sprache mit Konfuzius für den Anfang des Verderbens der Menschen.

Domins längstes und autobiographischstes Gedicht, „Wen es trifft“, markiert die Grenze zwischen Exil und Rückkehr. Es ist das letzte Gedicht, das sie vor ihrer Rückkehr nach Europa schrieb, entstanden im Oktober 1953 nahe der kanadischen Grenze; und es ist die „erste Anrede“ an die, die dem „Überlebenden von Verfolgung begegnen“ (FP 33). In suggestiven Bildketten spricht eine furchtlose „kleine Stimme“. Sie setzt dem sklavischen Schicksal des Exilierten die Freiheit entgegen, „das Verschlingende beim Namen (zu) nennen / mit nichts als unserm Atem“ (GG 240).

Diese Freiheit erlaubt es, das Wissen von Exil und Verfolgung zu dokumentieren, ohne es erklären zu müssen. Auf diese Weise hält „Wen es trifft“ das Zeitzeugnis des Überlebenden im Gedicht fest. Es ist kein Holocaust-Gedicht, aber ein Gedicht über den Umgang mit der Erinnerung an Holocaust und Antisemitismus, das in eine ganze Reihe weiterer, längst noch nicht hinlänglich gedeuteter Gedichte gehört, beispielsweise „Es kommen keine nach uns“ (1958) und „Von uns“ (1961)¹³. Hilde Domin war sich bewußt, wie schwierig es ist, die individuellen Erfahrungen der letzten Zeitzeugengeneration von Exil und Holocaust denen weiterzugeben, die davon nur gehört und gelesen hatten. Um so wichtiger war es ihr, die verdichteten Erfahrungen vor allem an die jüngere Generation weiterzugeben. Die Brücke, die

ihre Gedichte vom Zeitzeugengedächtnis zum kollektiven literarischen Gedächtnis schlagen, wird getragen vom Sprachvertrauen auf eine wahrhaftige Erinnerung, die nichts verfälscht oder verkürzt.

Rückkehr aus dem Exil

Die Rückkehr nach Deutschland nach 22jährigem Exil war ein zehn Jahre währender Prozeß, der von zwei längeren Spanienaufenthalten unterbrochen wurde. Erstmals kehrten Domin und Palm im Frühjahr 1954 auf Einladung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) zurück. Sie besuchten Hamburg, Berlin, Frankfurt und die Heimatstadt Köln. 1954/55 wohnte Hilde Domin mit ihrem Mann fast ein Jahr lang in München, wo sie nach 25 Jahren ihren Bruder wiedersah. Sie erkannte in dieser Zeit, daß sie „hier ein wenig mehr / als an andern Stätten / zuhaus“ war (GG 16). Bei ihrem erneuten Deutschlandbesuch 1957 bereitete ihr die literarische Welt eine „euphorische Heimkehr“ (VN 38). Die Titelmetapher des ersten Lyrikbandes „Nur eine Rose als Stütze“ (1959) wurde von der Kritik als Vertrauensbeweis in die deutsche Sprache verstanden (VE 53–56). Auf dieses Wortvertrauen fällt jedoch der Schatten der mißbrauchten Sprache aus dem „Wörterbuch des Unmenschen“¹⁴. Die Rose als letzte „Stütze“ ist auch die „Windrose der Qualen“, die „Ghetto-Rose“, die „Niemandrose“, von der Domins Schicksalsgeschwister Nelly Sachs und Paul Celan sprechen.

Als nahezu „einziger Rückkehrer unter den Lyrikern“, wie Hilde Domin am 28. September 1966 an Nelly Sachs schreibt¹⁵, kam sie als Botin der Versöhnung nach Deutschland zurück. Dafür steht ihr offenherziges Bekenntnis zur Bundesrepublik Deutschland, in der die deutsch-französische Versöhnung, die „Anbindung Deutschlands an Europa“, die deutsch-israelische Begegnung zwischen Konrad Adenauer und David Ben Gurion sowie das Grundgesetz möglich wurden¹⁶.

Doch trotz der Niederlassung in Heidelberg, wo Hilde Domin seit 1961 bis zu ihrem Tod lebte, blieb die Rückkehr in das „Land, in dem unsagbare Furchtbarkeiten unter dem Schweigen und Wegsehen aller geschehen waren“, ein „Erlebnis von äußerster Zerbrechlichkeit“ (AH 70). Das „Hier“ (so der Titel des dritten Lyrikbandes, 1964) war nicht mehr, aber auch nicht weniger als das „Land / wo wir das Fremdsein / zu Ende kosten“ (GG 253). Dieses ambivalente Rückkehrerlebnis einer Heimat in der Fremde¹⁷ thematisiert der Roman „Das zweite Paradies“, der 1960 vom Fischer-Verlag abgelehnt und erst 1968 bei Piper verlegt wurde. Seine Botschaft hat in einem interkulturellen Deutschland, in dem derzeit ein Fünftel der Bevölkerung mit „Migrationshintergrund“ lebt, an Gültigkeit nichts verloren: „Gewöhn dich nicht. / Du darfst dich nicht gewöhnen. / Eine Rose ist eine Rose. / Aber ein Heim / ist kein Heim“ (GG 210).

Gedichte an die Nachgeborenen

Hilde Domins Gedichte haben sich der Negativität der Weltuntergangsliteratur ebenso verweigert wie der politischen Tendenzdichtung. Sie warnen vor „Nachkrieg und Unfrieden“ (so die von ihr 1970 herausgegebene, 1995 erweiterte Anthologie) und vor dem Vernichtungspotential des technischen Fortschritts: „Der übernächste Krieg / sagt Einstein / wird wieder mit Pfeil und Bogen geführt“¹⁸. Domins „Lieder zur Ermutigung“ (1961) setzen Zeichen der Hoffnung wider alle Hoffnung: „Aber wieder steigt / aus unseren leeren / hilflosen Händen / die Taube auf“ (GG 221). Das „Vertrauen, dieses schwerste / A B C“ (GG 222) wurzelt in einem „Alphabet ... / von tätigen Buchstaben“ (GG 359). Die Gedichte artikulieren Modellerfahrungen, mit denen die Dichterin den politisch wachen, brüderlich denkenden Menschen im Leser anzusprechen bemüht ist. Der Kern dieser dialogischen Poetik ist das unerschütterbare Vertrauen auf die Anrufbarkeit eines Du.

Sprecher der dichterischen Modellerfahrungen sind immer wieder Figuren aus Bibel und Mythos. Das Gedicht „Abel steh auf“ (1953/1969) formuliert den Appell, dem Brudermörder Kain eine Bewährungschance zu geben. „Sisyphus“ (1967) ist ein jenseits der Philosophie des Absurden angesiedelter Aufruf, auch gegen alle Aussichten den Stein bergaufwärts zu rollen, den Mut zum Neuanfang nicht aufzugeben. Diese Gedichte sind „Depeschen aus der Agentur der praktischen Vernunft“, wie Iso Camartin anlässlich der Verleihung des Heidelberger Preises für Exilliteratur an Hilde Domin (1992) sagte.

Mit ihrer dialogischen Struktur, dem Gestus des biblischen Hoffnungsappells, mit der an der spanischen Lyrikmoderne geschulten Klarheit des Ausdrucks und einem vom literarischen Nachkriegsrealismus genährten Minimalismus der Worte sprechen Domins Gedichte eine Sprache aus unserer Zeit, aber nicht nur für unsere Zeit. Sie sind auch an die Nachgeborenen gerichtet, die von den „grauen Zeiten“ des Exils, des Kriegs und des Holocaust nicht mehr aus dem Mund von überlebenden Zeitzeugen hören werden, weil diese unweigerlich aussterben. Wir werden immer mehr auf die Zeugnisse der Literatur angewiesen sein, in denen das Wissen über diese Vergangenheit überliefert wird. Deshalb sind Domins Gedichte wie in ihrem gleichnamigen Gedicht „Nur Zeugen“: „Nichts können wir ändern, / nur zusehen, / über dem unbegreiflichen / Vermögen weh zu tun / die Tränen mischend“ (GG 201).

Wozu Lyrik heute

Immer wieder wird die Frage nach dem Nutzen der Poesie gestellt¹⁹. Diese Frage gehört, sei es soziologisch, ästhetisch oder pädagogisch motiviert, sei es im systemsparenden oder im systemerhaltenden Sinn, zum Inventar der literarischen Selbstkritik. Aber allen Untergangsprognosen zum Trotz hat sich die Poesie als er-

staunlich lebensfähig erwiesen. Als das legendäre „Kursbuch 15“ (1968) mit der Frage des „Wozu“ am elitären Selbstverständnis des Dichters kratzte, der zwar „hoch im Kurs“ stehe, aber „nichts zu melden“ habe²⁰, da meldete sich Hilde Domin mit ihrem Einspruch „Wozu Lyrik heute“ zu Wort.

Das Buch ist im Frühjahr 1968 erschienen, am Vorabend der politischen und literarischen Revolution, als die Autoren nicht mehr Gedichte, sondern „Analysen und Steine“ in die Hand zu nehmen pflegten. Es ist ein Programmbuch engagierter Poesie, das sich jedoch gegen die Programmierung und gegen die Re-Ideologisierung der Literatur wendet. Aus der Defensive streitet Hilde Domin *für* eine öffentliche Poesie in der Gesellschaft. Ihre Gewährsleute sind Theodor W. Adorno und Herbert Marcuse: jener mit seiner dialektischen Kritik der Kulturindustrie, dieser mit seiner Warnung vor dem eindimensionalen, fremdgesteuerten Menschen. Mit Adorno zielt Hilde Domin auf die Vereinigung des Unvereinbaren. Schreiben und Handeln, Gesellschaftskritik und Kunstautonomie gehören für sie zusammen.

Wenn man „Wozu Lyrik heute“ aus dem literatursoziologischen Korsett der Zeit befreit, bleiben gültige Definitionen der gesellschaftlichen Position der Literatur. Das Gedicht ist ein „Augenblick von Freiheit“, die Kunst des „Innehaltens“, die Autor und Leser als Zeitgenossen eint (FP 59), es ist ein Produktionsmittel „zur Erkenntnis von Wahrhaftigkeit“, ein „Nichtwort // ausgespannt / zwischen / Wort und Wort“ (GG 227). Es will „nicht auspacken, nicht aufzählen, erklären, beschreiben, was das Wort bereits deckt“ (WL 142). Es ruft auf – mit den Ausdrucksmitteln einer „geschärften und genauen Sprache“, vor allem mit Paradoxa – gegen Mitfunktionalisieren, gegen „Menschenblindheit“ und Vorauskonformismus („wenn man sich heute so bettet, wie man morgen liegen möchte“). So spricht Hilde Domin den Menschen mit Bertolt Brecht „auf seine bessere Möglichkeit, auf das Überschreiten einer Grenze an“. Dies ist nach dem „Bankrott der horizontfüllenden Utopien“ mit ihren Worten die einzige „Mindest-Utopie, ohne die es sich nicht lohnt, Mensch zu sein“ (GE 403–406).

ANMERKUNGEN

¹ H. M. Enzensberger, Meldungen vom lyrischen Betrieb, in: FAZ, 14.3.1989. – Zitatnachweise im Text aus dem Werk Hilde Domin mit folgenden Siglen: AH = Aber die Hoffnung. Autobiographisches. Aus und über Deutschland (München 1982); FP = Das Gedicht als Augenblick von Freiheit. Frankfurter Poetik-Vorlesungen (München 1988); GA = Gesammelte autobiographische Schriften (München 1992); GE = Gesammelte Essays (München 1992); GG = Gesammelte Gedichte (Frankfurt 1987); VE = Vokabular der Erinnerungen. Zum Werk Hilde Domin, hg. v. B. von Wangenheim, Neuausgabe v. I. Metz (Frankfurt 1998); VN = Von der Natur nicht vorgesehen. Autobiographisches (München ³1981); WL = Wozu Lyrik heute. Dichtung u. Leser in der gesteuerten Gesellschaft (München 1981).

² R. Kunze, Solidarität statt Herde, in: Unerhört nah. Erinnerungen an Hilde Domin, hg. v. M. Tauschwitz (Heidelberg 2009) 95.

³ Vgl. B. Lermen u. M. Braun, Hilde Domin. „Hand in Hand mit der Sprache“ (Bonn 1997); I. Scheidgen, Dichterin des Dennoch. Eine Biographie (Lahr 2006); dies., „Damit es anders anfängt zwischen uns allen“, in dieser Zs. 222 (2004) 473–486; M. Braun, Hilde Domin, in: Killy Literaturlexikon, Bd. 1 (Berlin 2008) 79–81; M. Tauschwitz, Daß ich sein kann, wie ich bin. Hilde Domin: Die Biographie (Heidelberg 2009).

⁴ Es ist müßig, über die Gründe dieser Änderung zu spekulieren; ähnliches ist auch von Else Lasker-Schüler bekannt.

⁵ B. Brecht, Zufluchtsstätte, in: Ausgewählte Werke, Bd. 3 (Frankfurt 1997) 347.

⁶ Vgl. den vielfach ausgezeichneten Dokumentarfilm von Anna Ditges, Ich will dich. Begegnungen mit Hilde Domin (D 2007).

⁷ Zit. nach H. Meller, Hilde Domin, in: Deutsche Dichter der Gegenwart, hg. v. B. v. Wiese (Berlin 1973) 360.

⁸ Vgl. H. Domin, Die Liebe im Exil. Briefe an Erwin Walter Palm aus den Jahren 1931–1959, hg. v. J. Bürger u. F. Druffner (Frankfurt 2009).

⁹ Vgl. N. Gstrein, Die englischen Jahre (Frankfurt 1999).

¹⁰ Vgl. M. Vargas Llosa, Das Fest des Ziegenbocks (Frankfurt 2001).

¹¹ Vgl. Rose aus Asche. Spanische u. spanisch-amerikanische Lyrik seit 1900, hg. u. übertr. v. E. W. Palm (München 1958).

¹² P. Celan, Gesammelte Werke, Bd. 3, hg. v. B. Allemann u. St. Reichert (Frankfurt 1983) 186.

¹³ GG 141 u. 241; vgl. M. Karsch, „Das Dennoch jedes Buchstabens“. Hilde Domins Gedichte im Diskurs um Lyrik nach Auschwitz (Bielefeld 2007) 286–302.

¹⁴ Vgl. D. Sternberger, G. Storz, W. E. Süskind, Aus dem Wörterbuch des Unmenschen. Erw. Neuauflage (Frankfurt 1986).

¹⁵ Briefwechsel zwischen Hilde Domin u. Nelly Sachs, in: B. Lermen u. M. Braun, Nelly Sachs. „an letzter Atemspitze des Lebens“ (Bonn 1998) 243. Auch die Lyriker Rose Ausländer (1965) und Hans Sahl (1953) waren aus dem Exil nach Deutschland zurückgekehrt.

¹⁶ H. Domin, Dankeswort, in: Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 1995: Hilde Domin, hg. v. G. Rüther (St. Augustin 1995) 24f. (auch in: FAZ, 5.7.1995; vgl. GA 73–70).

¹⁷ Vgl. St. Lehr-Rosenberg, Umgang mit Fremde u. Heimat in den Gedichten Hilde Domins (Würzburg 2003).

¹⁸ H. Domin, Der Baum blüht trotzdem. Gedichte (Frankfurt 1999) 50; Hilde Domin. Sämtliche Gedichte, hg. v. N. Herweg u. M. Reinhold (Frankfurt 2009) 193.

¹⁹ Vgl. G. Kaiser, Wozu noch Literatur? Über Dichtung u. Leben (München 1996); A. Thalmayr (alias H. M. Enzensberger), Lyrik nervt. Erste Hilfe für gestreßte Leser (München 2004).

²⁰ K. M. Michel, Ein Kranz für die Literatur, in: Kursbuch 15 (1968) 174; vgl. dagegen www.fedeli.us.de/widerreden/wider_kursbuch_15.html